

Integration und Identität*

Fragen zwischen Religion und Politik

I.

Wenn Lebenslagen so komplex sind, dass Begriffe nicht mehr greifen, schlägt die Stunde der Glaubensfamilien, die immer schon Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften waren und mit ihrem Bilderreichtum die Gegenwartsthemen tiefer ausloten können als die flachere Politsprache.

Natürlich dürfen altehrwürdige Texte nicht instrumentalisiert werden. Doch gefährlicher ist, sie am Rande der Aktualität verkümmern zu lassen.

Also: Als Abraham, prominenter Wirtschaftsflüchtling, die Grenze nach Ägypten überschritt, hatte er noch viel Hoffnung im Gepäck. Doch die Begegnung mit dem Grenzbeamten ernüchterte ihn. Ob der Zugereiste integriert werden wollte, wollte der Beamte wissen. Ganz sicher nicht, gab Abraham zurück, er wolle nicht integriert werden, sondern sich lieber selbst integrieren. Das kam nicht gut an, und Abraham spürte einen Konflikt nahen. Er kam zwar als Bettler, doch mit dem hohen und dem Pharao nahe kommenden Bewusstsein persönlicher Auserwählung, war also unterlegen und überlegen zugleich, und beide Identitäten, die zugesprochene und die des Alltags, passten nicht zueinander.

Er hätte auf diese Spannung fundamentalistisch reagieren, also die unangenehme Lebenslage mit gesteigertem Bewusstsein kompensieren können, doch er fühlte sich der Klugheit verpflichtet und entschloss sich zur Anpassung, zumal er nach der Begegnung mit dem Grenzposten spürte, dass er auf alles gefasst sein musste: Die Ägypter konnten ihn als Propheten verehren, ihn in Siegerlaune niederlächeln, ihn wegen des exklusiven Glaubens dem Verfassungsschutz melden oder ihn wegen seiner Frau sogar töten.

Doch den Grenzformularen entnahm er, dass er sozialhilfeberechtigt war. Die Ägypter hatten nämlich Interesse an Zuwanderung, denn je volkreicher, desto stabiler waren sie als Führungsmacht.

Diese Integrationshilfe war zwar lebensrettend, doch zugleich demütigend für jemanden, der für sich in Anspruch nahm, was nur dem Pharao vorbehalten war, nämlich mit Gott selbst in Beziehung zu stehen.

Zudem wechselte er von einer agrarischen in eine urbane Kultur und geriet in die Nähe kultureller Selbstaufgabe. Noch mehr: Er war Ausländer und Inländer, Bettler und Fürst zugleich. Dass Integration Volkstumswechsel bedeuten sollte, war provozierend für die Vision, eine eigene Nation zu bilden. Die Zumutung einer

* Vortrag, gehalten auf der Tagung „Integration und Identität – Zusammen-Wachsen“ der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland in Magdeburg am 25./26. November 2002.

Entweder-Oder Identität entschärfte er durch den Versuch einer doppelten Loyalität, doch die forderte einen hohen Preis: seine Frau und mit ihr die Verheißung. Am Ende mussten ihm beide vom Pharao zurückgeschenkt werden.

Im Ausländeramt stellte ein Beamter den aufenthaltsrechtlichen Status fest, machte einen Sprachtest, überprüfte Selbstversorgung und Alterssicherung und stellte ein Integrationsprogramm auf. Dabei eröffnete er dem Migranten, dass er jederzeit abgeschoben werden könne und allenfalls bis zur nächsten Regenzeit geduldet würde. Arbeitserlaubnis käme nur infrage, wenn er sich ägyptisieren lasse. Abrahams Frage, ob er Ägypter mit abrahamitischem Glauben werden könne, blieb unbeantwortet.

Dann sollte er einen Integrationsvertrag unterschreiben. Abraham tat es – der Not gehorchend. Als er den Keilstift mit der Tontafel zurückreichte, wollte er wissen, was Integration denn bedeute. Kann man in Ägypten ohne Angst verschieden sein? Sind ethnische Nischen oder gar Parallelgesellschaften zugelassen? Werden Identitäten gepflegt oder eingeebnet? Sind Teilintegration und doppelte Loyalität erlaubt? Vor allem wollte er wissen, ob die Ägypter auch eine Umwegintegration erlaubten, bei der man sich solange in seine ethnische Nische zurückzieht, bis die zu erwerbende Sprachkompetenz weitere Integrationsschritte ermöglichte.

Der Beamte beantwortete keine Frage, sondern verwies auf ein Merkblatt mit Zuständigkeiten für Einbürgerungsfragen, für Einschulungsfragen, für Arbeitserlaubnis, für Gesundheitsversorgung und für die Zuteilung von Weideland. Jede Instanz sei nur zuständig für Teilfragen.

Abraham nahm es hin, dass er als Fremder dritt- und viertklassig war, nicht mehr als den aufenthaltsrechtlichen Status einer Duldung und bei Bewährung allenfalls den Status eines zeitlich begrenzten Bleiberechts bekam, keineswegs aber den für „langaufhältige Staatenlose“, wie es in der ägyptischen Amtssprache hieß, es sei denn, er würde sich zur pharaonischen Grundordnung bekennen.

Lieber hätte er sich erhobenen Hauptes und mit aufrechtem Gang integriert, doch einige Behörden mit Ordnungsaufgaben waren mehr auf Abschreckungsverhalten eingestimmt. Sie verordneten Integration, ließen ihr kaum die Würde der eigenen Tat und verweigerten mit ausgefeilten Betreuungsbeziehungen die Subjektrolle.

Immer wieder stieß er auf Bedenken, dass sein Glaube als nicht-pharaonisch galt, also als Defizit definiert wurde und dabei stets Zweifel mit schwang, ob er jemals ägyptisierbar und loyalitätsfähig sei.

Als er sogar durchblicken ließ, ihm sei eine eigene Nation verheißen, größer noch als die der ägyptischen Weltmacht, beendete der Beamte das Gespräch und benachrichtigte den Verfassungsschutz.

Deshalb beschloss Abraham, sich mehr zurückzuhalten und auch die Geschichte von Noah und Gottes Zusage, dass dieses die letzte Sintflut gewesen sei, lieber nicht mehr zu erzählen. Das konnte nämlich den Kopf kosten, denn nur der Pharao konnte als Gottessohn beanspruchen, damit drohen zu können, notfalls bei den Göttern eine Sintflut zu bestellen, um widerspenstige Völker zu bestrafen. Gegen dieses religiöse Machtinstrument wirkte Noahs Credo vom göttlichen Nie-Wieder allzu subversiv. Ohnehin kam immer wieder der Verdacht auf, Abraham habe nur

ein taktisches Verhältnis zur Grundordnung der Gastgesellschaft, denn sich zu verstellen gehöre nun einmal zur Nomadentugend.

Eines Tages wurde er zum Pharao geladen, denn der befürchtete, dass die geschwächte kulturelle Einheit der Nation auch ihre Wehrkraft zersetzen könnte. Doch Abraham konnte ihn überzeugen, dass kulturelle Vielfalt besser sei als kulturelle Einfalt. Er würde ja auch nicht seiner Armee eine einheitliche Schuhgröße verordnen, denn dann hätte er den nächsten Krieg schon jetzt verloren. Außerdem stehe die Innovationsfähigkeit der Nation auf dem Spiel und die entstehe weniger in der Mitte der Kultur, sondern an der Grenze zu anderen Kulturen.

Abrahams Integrationsexperiment ging gut aus, weil er viel Geduld investierte, denn als gelernter Nomade wusste er, dass das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht.

II.

Schwieriger wurde es mit Abrahams Urenkeln, die ebenfalls später nach Ägypten flüchteten – kurz bevor die Ägypter mit der Parole: „Das Boot ist voll“ die Grenzen dicht machten. Allerdings vergeblich, denn die eigentliche Zuwanderung fand im Kreißaal statt.

Je zahlreicher die Fremdartigen, desto kälter wurde der ägyptische Schmelztiegel. Verletzter Stolz und verwundete Identität machten die Fremden aggressiv und ließen die Ägypter um Homogenität, Leitkultur, Einheit des Volkes und Sicherheit bangen. Angst und Gegenangst, sich gegenseitig polarisierende Feindbilder, Trotzkultur und Gegenkultur und Ausgrenzungsidentitäten schaukelten sich gegenseitig hoch und verbauten den Weg zu einer heilenden Anerkennungskultur. Das Integrationsklima wurde auch dadurch belastet, dass Konflikte immer nachhaltiger mit Ordnungspolitik beantwortet wurden.

Vergeblich waren die Versuche, mit gesteigerter Sozialhilfe das Integrationsklima zu retten, und trügerisch die Hoffnungen, die Generationenfolge würde das Integrationsproblem automatisch entschärfen.

Die Zugewanderten sprachen immer schon untereinander ihre Muttersprache, doch als das Klima kippte, klang das in ägyptischen Ohren ganz anders, nämlich subversiv. Auf beiden Seiten entstanden Ab- und Ausgrenzungsidentitäten. Zweifel an der Loyalität trieben in die Illoyalität. Wer dem Sklavendienst entfliehen wollte, tauchte in die Illegalität ab. Bürgermeister von Luxor, Assuan und Kairo beklagten, dass ethnisch verdichtete Stadtteile der Politik entglitten. Die Fronten verfestigten sich gegenseitig und Zugewanderte und Mehrheitsgesellschaft begannen in diesem irrationalen Meinungsklima sogar, die jeweils eigenen Interessen zu bekämpfen. Es entstand eine durch und durch defensive Integrationspolitik und die wurde zur kollektiven Selbstschädigung, denn für Argumente des aufgeklärten Eigeninteresses war es zu spät. Selbst Hinweise, dass die Kosten der Nicht-Integration höher seien als die der Integration, waren gegen den Wind gesprochen.

Natürlich meldeten sich auch nachdenkliche Ägypter und Juden zu Wort und forderten, heilend mit verletzten Identitäten umzugehen. Sie warnten auch davor, dass die Zugewanderten ihren Väterglauben immer wieder dazu benutzen, die Gastge-

sellschaft zu verteufeln, um dadurch ein stärkeres Wir-Gefühl zu erzeugen. Sie forderten die Glaubensfamilien auf, intellektuell redlich zwischen Tradition und Glaubenssubstanz zu unterscheiden. Und sie forderten einen konstruktiv-kritischen Dialog über gemeinsame Zukunftsaufgaben.

Dieser fand begeisterte Zustimmung, doch auch heftige Ablehnung. Die Zustimmenden wollten die Integration nicht nur problematisieren, sondern auch feiern. Sie wollten nicht nur mit verkopften Begrifflichkeiten argumentieren, sondern schufen Verständigungsbrücken dadurch, dass Zugewanderte und Einheimische sich gegenseitig ihre Biographien erzählten. Ferner versuchten sie, den Übergang des Volkes von der Glaubensgemeinschaft zur Wertegemeinschaft weltanschaulich zu entdramatisieren.

Natürlich provozierte das den Vorwurf des Synkretismus, der religiösen Horizontverschmelzung und des Esperanto-Glaubens. Immer häufiger wurden die Vorwürfe, im Dialog mehr preiszugeben, als man erhält. Manche behaupteten sogar, Dialog sei kulturelle Selbstaufgabe und übersehe naiv, dass andere nur ein taktisches Verhältnis zum Dialog hätten.

Die Ägypter hatten es schwer, dem nachhinkenden Bewusstsein ihres Volkes deutlich zu machen, dass die Alternative nicht lautet: Zuwanderung ja oder nein, sondern: Zuwanderung oder Vergreisung.

Es entstand ein öffentliches Meinungschaos mit Forderungen wie: Zuwanderung ist zu verordnen, einzudämmen, kulturell zu filtern, muss sich rechnen, hat Parallelgesellschaften zu vermeiden, ist sozial zu gestalten, hat sich an kulturellen Leitbegriffen zu orientieren.

Zudem kam der Ruf auf

- nach einem funktionsfähigen Rat der Religionen,
- nach einem gemeinsamen Aufarbeiten von Narben der Religionsgeschichte,
- nach einer interreligiösen Integrations-Charta,
- nach Musterdialogen,
- nach einem ernsthaften Eingehen auf gegenseitige Bedrohungsvorstellungen,
- und nach einem Ende der Selbstrechtfertigung durch wechselseitige Schuldvorwürfe.

Sie suchten auch eine gemeinsame Verständigung darüber, ob Religionen Identitäten fixieren oder öffnen,

- ob sie Identität als Besitz oder Prozess verstehen,
- ob sie Identitäten mit Überlegenheits- oder gar Absolutheitsansprüchen absichern,
- ob sie Identitäten zu Gegenidentitäten aufrüsten,
- ob sie Identitäten bewahren oder bewähren wollen und
- ob sie den Identitäten dogmatische Starre oder Abrahams Exodus-Impulse geben wollen.

Dabei kamen auch Vorschläge auf,

- interreligiöse Kooperationsaufgaben zu definieren,
- sich auf ein effizientes Krisenmanagement zu verständigen,
- gemeinsame Hilfeaktionen der Religionen für Flutwellen und andere Katastrophen vorzubereiten,

- Narben der Migrationsgeschichte aufzuarbeiten, bevor Demagogen sie nutzen,
- Sprache zu entgiften und
- mit der Bildersprache der Symbole das Meinungsklima zu beeinflussen.

Es gab auch Stimmen, die emotionale Eskalationen mit Eigeninteressen besänftigen wollten. So hieß es, dass die Alternative nicht laute: „Zuwanderung ja oder nein“, sondern: „Zuwanderung oder Vergreisung“. Wiederum andere vertraten die These: Wer internationale Märkte erschließen will, braucht interkulturelle Kompetenz. Ökonomen wandten gegen die Sklavenarbeit ein, dass es volkswirtschaftlicher Luxus sei, die Qualifizierungsreserven der Zugewanderten brach liegen zu lassen. Zugewanderte Unternehmer beklagten, dass nur Negatives, nicht aber die Tatsache zur Kenntnis genommen würde, dass Zugewanderte nicht nur Arbeitsplätze beanspruchen, sondern auch welche schaffen.

Doch das kam zu spät, denn inzwischen hatte sich Angst bereits so eingefressen, dass sie selbst mit aufgeklärten Eigeninteressen nicht mehr zu bändigen war. Es herrschte die Dialektik der Angst, die am Ende das schafft, was sie befürchtet. Die Ägypter glaubten zu lange, etwaige Eskalationen im Griff behalten zu können. Doch der Glaube der Fremden wurde zum Gegenglauben und zum geschützten Sprachraum fundamentalistisch-oppositioneller Identitätsfindung. Je mehr Desintegration, desto härter wurden die ordnungspolitischen Maßnahmen, die ihrerseits zu weiterer Desintegration bis hin zum Abtauchen in die Illegalität führten.

Schließlich setzte Moses der Staatsdoktrin vom göttlichen Pharao die Doktrin vom fremdenfreundlichen Rachegott entgegen. Und dann geschah es: Sicherheitspolitische Überangst schuf Integrationsruinen und machte die Fremden erst recht gefährlich. Die Stimmung entglitt der Politik. Die Furcht des Pharao, seine göttliche Legitimierung zu verlieren, wenn er sich dem Anspruch von Fremden beuge, zwang ihn zu einem populistischen Schlingerkurs, der nichts erreichte und alles verspielte.

Der Ausgang der Geschichte ist bekannt. Sie führte durch ein Tal der Tränen, doch letztlich zu dem großartigen Befreiungspathos eines Nie-Wieder, das Gott als Anwalt der Unterdrückten, Fremden und Rechtlosen versteht und zum Erbe derer gehört, die religiöse Erzählgemeinschaften bilden.

Gefragt, was heute zu tun sei, würde Abraham vielleicht eine interreligiöse Studie über die anthropologischen Grundannahmen in der Integrationspolitik empfehlen. Er würde diesen Vorschlag mit der Flachheit der politischen Debatte begründen. Ferner damit, dass von den Glaubensgemeinschaften nicht Antworten zu integrationstechnischen Detailfragen erwartet werden, sondern dass sie das Problem hinter den Problemen benennen, also die Politik auf einer mittleren Abstraktionsebene beraten sollten.

Eine solche Studie könnte ein konstruktiv-kritischer Spiegel für anthropologische Fehlannahmen werden, die entstehen,

- wenn Assimilierung und innere Kolonisierung gefordert wird,
- wenn bereits Kindern gegensätzliche Identitäten zugemutet werden,
- wenn sich religiöse Identität zur Gegenkultur zuspitzt,
- wenn sich mit Integration kollektive Demütigung verbindet,

- wenn eine doppelte Loyalität gegenüber Herkunfts- und Aufnahmeland der Illoyalität verdächtig wird,
 - wenn Situationen zugelassen werden, die einst einen schwarzafrikanischen Staatsmann zu der Aussage veranlasste: „In uns leben mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit andere Menschen als wir selbst.“
- Eine solche interreligiöse Studie könnte ein kritischer Spiegel für fragbedürftige und fragwürdige Integrationsansätze werden.

Klaus Lefringhausen

(Klaus Lefringhausen ist Sonderbeauftragter für Integrationsfragen der nordrhein-westfälischen Landesregierung.)

Hildegard Schaeder (1902 – 1984)

Widerstand und Brückenschlag*

Die Evangelische Kirche in Deutschland, als deren früherer Auslandsbischof ich vor Ihnen stehe, gedenkt an Frau Dr. Hildegard Schaeder in großer Hochachtung und aufrichtiger Dankbarkeit. Sie nahm in ihrem Kirchlichen Außenamt von 1948 bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1970 die Aufgabe einer Ostkirchenreferentin wahr. Dieses Amt hatte damals seinen Sitz in Frankfurt am Main. Seine Leitung war mir von 1975 bis 1993 übertragen, also erst danach. So habe ich Hildegard Schaeder zwar nicht mehr in ihrer aktiven Dienstzeit kennen gelernt. Wohl aber war es mir vergönnt, sie schon früh in ihrem Engagement für eine Verständigung mit den orthodoxen Kirchen zu erleben, als sie im Frühjahr 1955 Übersetzerdienste bei einem Besuch hoher kirchlicher Gäste aus Russland versah, die auf Einladung meines Vaters D. Heinrich Held, des damaligen Präses der Evangeli-

* Nachträgliche schriftliche Fassung einer Ansprache bei der Gedenkfeier für Dr. Hildegard Schaeder in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück am 13. April 2002 aus Anlass ihres hundertsten Geburtstags. Sie war dort von Mitte März 1944 bis Ende April 1945 nach einer halbjährigen Untersuchungshaft wegen „Begünstigung flüchtiger Juden“ inhaftiert. Ihr Leben und Wirken beschreibt das Buch von Gerlind Schwöbel: „Leben gegen den Tod – Hildegard Schaeder: Ostern im KZ“, Frankfurt am Main ³2002. In ihm sind Lebenszeugnisse von ihr und biographische Notizen über sie zusammengestellt, u.a. ihr persönlicher Bericht über die Erlebnisse in der Haft „Ostern im KZ“, der schon 1947 erschienen war. Kurz vor der Gedenkfeier in Ravensbrück traf ein Brief der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem vom 24. März 2002 an Pfarrerin i.R. Schwöbel ein, in dem mitgeteilt wurde, dass „Hildegard Schaeder von Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern anerkannt wurde und mit einem Ehrenzertifikat ausgezeichnet wurde“.